



ELLA SMOKE

DIE  
DUNKELSTE  
VORSTELLUNG

ELLA SMOKE

DIE DUNKELSTE  
VORSTELLUNG

Leseprobe



o/ohneohren  
VERLAG

Die Deutsche Bibliothek und die Österreichische Nationalbibliothek verzeichnen diese Publikation in der jeweiligen Nationalbibliografie. Bibliografische Daten:

<http://dnb.ddp.de>  
<http://www.onb.ac.at>

© 2023 Verlag ohneohren, Ingrid Pointecker, Wien  
[www.ohneohren.com](http://www.ohneohren.com)

Autorin: Ella Smoke  
Coverbild: QuietWord | Adobe Stock Photo  
Innenillustrationen: Natasha | Adobe Stock Photo  
Lektorat, Korrektorat: Verlag ohneohren, Tino Falke  
Redaktionelle Bearbeitung: Birgit Schwäbe

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und/oder des\*der Autor\*in unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Alle in diesem Buch geschilderten Handlungen und Personen sind völlig frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

## **CONTENT NOTES**

### **HINWEISE ZUM INHALT**

Diese Inhaltshinweise umfassen die Leseprobe. Eine komplette Auflistung findet ihr vor Erscheinen des Buches auf unserer Website und auch im Buch/E-Book.

- ◆ Verlust eines geliebten Menschen (erwähnt)
- ◆ Gaslighting und toxische Familienbeziehung
- ◆ Ableismus (auch internalisiert) und Bodyshaming
- ◆ Gewalt
- ◆ Drogenkonsum (erwähnt)
- ◆ Euthanasie (erwähnt)
- ◆ Sexuelle Belästigung
- ◆ Waffen

## GESTERN, SPÄTER NACHMITTAG EINGEHOLT

**D**er Himmel hatte es zuerst gewusst. Er beweinte die Straßen Londons mit dem grauen Regen, der die Stadt in ihr bekanntes Grau färbte.

Es sollte einer der schlimmsten Tage meines Lebens werden, dabei begann jener schicksalhafte Nachmittag im 26. Fortschrittszeitalter recht vielversprechend.

Ich fühlte mich wild, als ich mit aufgespanntem Regenschirm vor dem Universitätseingang stand.

Meine Sinne waren geschärft, denn noch nie zuvor hatte ich mich in den Stadtkern Londons gewagt.

Die innere Stadt war so, wie man es erwartete: überfüllt, laut und voller Menschen. Unter ihnen fiel ich nicht auf, ja, London war wirklich ein idealer Ort für mich. Aber ich beobachtete jede Person, die an mir vorbeiging. Ich schob diese Übervorsicht auf meine Nervosität. Schließlich schrieb man sich nicht alle Tage an einer Universität ein. Ich trug dafür meine schönsten Gewänder: mein weißes, Spitzenkleid, das mir bis zu den Knöcheln ging, und darüber eine graue Strickjacke und meine schwarzen Schnürstiefel.

Alles sollte an diesem Tag perfekt laufen. Und nichts sollte mich davon abhalten, die Universität zu betreten und ...

Aus meinem Umhängetäschchen begann es verdächtig zu dampfen.

Eine kleine, runde Nase aus Blech schaute heraus. Aus dieser erklang ein nervöses Pfeifen, das an einen überkochenden Teekessel auf dem Herd erinnerte. Das Allerletzte, was ich jetzt gebrauchen konnte, war Aufmerksamkeit. „Oh nein, nicht doch“, seufzte ich. Rasch öffnete ich meine Tasche. Zum Vorschein kam nun das ganze Köpfchen meines tierischen Wegbegleiters. Klick-Luck, mein mechanischer, fellloser Dackel mit Schlappohren. Mein bester Freund, der mir niemals von meiner Seite wich. Mit jeder Bewegung, die er machte, klickte er

wie ein Uhrwerk und so hatte ich ihm den Namen Klick-Luck gegeben. Aber auch, weil er für mich eines war: klickendes Glück.

Zu meiner Überraschung ließ er sich nicht ins Innere der Tasche zurücktauchen und stieß weiterhin Dampf aus der Schnauze.

„Was ist denn nur los mit dir?“, fragte ich stirnrunzelnd. So etwas machte er nur, wenn ihn etwas beunruhigte.

Vielleicht hatte er die Menge an Leuten entdeckt, die vorbei an uns in die Universität strömten.

Manchmal machten Klick-Luck zu viele Menschen auf einmal furchtbar nervös.

Schon ein paar Leute drehten sich nach uns um, also hob ich ihn aus seinem Täschchen, das ich eigens für ihn gestrickt hatte.

Dabei strampelte er mit seinen drei ohnehin schon kurzen Beinchen, während sein linkes Hinterbein sich kaum mitbewegte, da die Hälfte davon fehlte.

Bevor wir einander gefunden hatten, war Klick-Lucks Leben mit großer Wahrscheinlichkeit kein einfaches gewesen.

Die Geschichte dahinter war wohl das Schicksal jeder mechanischen Fellnase, die wegen eines Defekts einfach wegegeben wurde, doch meine Kupferschnauze war mehr als nur ein Gerät oder Ding, er war mein Hund, ein Lebewesen!

Behutsam zog ich ihn in meine Arme und legte meine Stirn an die seine. *Ich hab dich lieb, alles ist gut*, hieß das bei uns.

Klick-Luck öffnete daraufhin sein Maul. Wenn er das tat, lächelte er. Schließlich hörte er auf zu pfeifen und zu dampfen und hüpfte sogar freiwillig in den Beutel und verhielt sich wieder ruhig.

Noch einmal ließ ich meinen Blick über die belebte Straße schweifen. Dann zog ich meinen tief sitzenden Hut noch weiter ins Gesicht und betrat das Universitätsgebäude.

Schon in der Vorhalle schlug mir der Geruch von Pergament und alten Büchern entgegen. Es roch nach Wissen aus Tinte und Pergament, das verschlungen werden wollte.

Ich senkte meinen Blick, denn es wimmelte nur so vor neugierigen Augenpaaren. Die Halle war voller Menschen. Und sie alle konnten nicht unterschiedlicher gekleidet sein.

Manche trugen bunt zusammengewürfelte Kleider, mit Zahnrädern gespickte Lederjacken und Zylinder, und dann gab es auch Menschen, die Perlen auf ihren Blusen, Röcken und Mänteln trugen.

Das waren Menschen, die einer höheren Gehaltsklasse angehörten.

Und sie alle unterhielten sich. Miteinander! Ein ungewöhnliches Bild für Londons Gesellschaft, deren Kluft zwischen Arm und Reich selbst Jahre nach dem Krieg immer noch recht groß war. Doch diese Universität stand für neue, mutige Werte und das war zu spüren. Herkunft und Geld spielten hier keine Rolle. Die Universität stand für jeden offen und kostete nichts. Hier war jeder Mensch willkommen. Respekt und Toleranz wurden großgeschrieben.

Dies war mein vielleicht wichtigster Grund, warum ich hier studieren wollte. Die Universität war eine Freundin der Moderne und des Fortschritts und das Wissen hier war kostenlos, doch sie verlangte dafür Ehrgeiz und Fleiß.

Auf dem Weg zum Sekretariat fiel mir noch etwas auf. Die meisten jungen Leute wurden von ihren Eltern begleitet.

Der Tag, an dem man sich das erste Mal an eine Universität einschrieb, war ein besonderer und wurde in den meisten Familien groß zelebriert. Und viele wollten diesen wichtigen Moment ihrer Kinder miterleben.

Der Anblick der stolzen Mütter und Väter versetzte mir einen Stich.

Mein Papa wäre sicher gerne dabei gewesen. Auch er hatte einst an dieser Universität studiert. Seit ich Kind gewesen war, hatte er von dieser Bildungseinrichtung geschwärmt. Und jetzt war ich endlich hier.

Er war ein talentierter Erfinder gewesen, mein Papa. Ein leidenschaftlicher Tüftler. Ich bedauerte es, keines seiner Erfinderstücke zu haben. Nicht eine einzige Schraube besaß ich mehr von ihm.

Ich ging auf das Sekretariat zu und musste auch nicht lange anstehen. Die Sekretärin, eine grauhaarige Dame mittleren Alters, fertigte flott und gekonnt ab. Und schon war ich an der Reihe.

Ich griff meinen Hut und rückte ihn nach oben, damit man mich sehen konnte. Sie sah auf und lächelte mich an, wie alle anderen hier auch. Das Gefühl, willkommen zu sein, breitete sich in mir aus. „Euer Name, Miss?“, fragte sie mich.

„Grace“, antwortete ich schüchtern. „Grace Talbot.“ Meine Eltern gaben mir den Namen, weil ich meine viel zu frühe Geburt überstanden hatte. Mutter Natur hätte Gnade walten lassen und mich leben lassen. Deswegen der Name Grace, Grace wie die Gnade.

Die Sekretärin griff nach einem Stapel an Formularen und hielt mir ein Schriftstück entgegen.

Mir wurde augenblicklich heiß. Mein Herz pochte so laut, dass ich glaubte, sie könnte es hören.

Ich streckte meine Hand danach aus.

*„Kind, du bist zu sensibel. Du weißt nicht, was du dir da antust. Auf der Uni wirst du untergehen.“ In die Stirn meiner Mutter gruben sich tiefe Sorgenfalten. Ihre Hände legten sich besorgt und nahezu stoisch auf meine.*

Ich stockte mitten in der Bewegung.

„Miss Talbot? Ihr Formular ...“, fragte die Sekretärin irritiert. Sie hielt es mir immer noch entgegen und wedelte mit ihrem Arm. „Miss, Ihre Anmeldung?“

Doch ich rührte mich nicht. Ich stand nur da und lauschte dem Echo der Vergangenheit.

*„Tu dir das nicht an“, hallte die Stimme meiner Mutter nach.*

Was, wenn sie doch recht hatte? Ich kannte in dieser Stadt noch niemanden, seit ich hergekommen war. Und in dieser Universität wimmelte es von vielen Leuten. Etwas, wovor mich meine Mutter in den letzten Jahren ferngehalten hatte. Vielleicht hatte sie ja doch nicht unrecht und ich gehörte nicht hier her?

Ich wusste nicht, ob ich das hier konnte ...

„Miss?“, fragte mich die Sekretärin erneut.

Ich machte zwei Schritte rückwärts. Dann stieß ich mit jemandem hart zusammen. „Oh, verzeih-“ Mir blieb der Satz im Hals stecken, als ich sah, mit wem ich zusammengeprallt war.

*Oh, bei Mutter Natur, nein!*

Es war Lord Robert. Mein Onkel.

Doch ich vermied es, ihn so zu nennen.

Er hatte mich gefunden und ich konnte mich vor Schreck nicht rühren. Denn seine Hand legte sich schmerzlich fest um meinen Nacken. „Entschuldigt uns“, flötete er der Sekretärin zu, ehe er mich



so aus dem Gebäude bugsierte. Mein Schirm lag noch beim Sekretariat, doch immerhin nieselte es nur noch. Aber ich fühlte mich wie von einem kalten Regen überrascht.

Lord Robert war stets darauf bedacht, gepflegt auszusehen.

Er hatte sich seinen Spitzbart abrasiert, seine Haare samt Schnurrbart waren in Form gebracht und der Duft seines teuren Gesichtswassers stieg mir in die Nase. Sein breiter Zylinder, wie aus schwarzem Lack gegossen, hing ihm tief ins Gesicht. So als wollte er nicht erkannt werden.

Er war in seinen Vierzigern und geradezu in Bestform, könnte man sagen. Sein überstark wirkender Oberkörper zeichnete sich unter seinem beigen Mantel ab, den er über seinem schneeweißen Jackett mit aufgestickten strahlenden Perlen trug. In der linken Hosentasche hing seine neueste Pfeife.

Er schien immer noch hart zu trainieren, um die nächsten Jahre weiterhin in Form zu bleiben. Schließlich kandidierte er bald für das Amt des Bürgermeisters in Dover. Für viele war er ein Goldjunge, ein Gewinner und ein äußerst beliebter Junggeselle. Für mich aber war er der Mensch gewordene Teufel im maßgeschneiderten Schafspelz.

Ich wusste, was jetzt auf mich zukam. Schon lange bevor er seine vermaledeite Klappe aufmachte und es mir mit einem breiten Grinsen ins Ohr raunte und dabei frohlockend lachte. Für mich war nichts witzig, denn für mich war es bitterer Ernst.

Ich war noch kein halbes Jahr vor ihm geflohen, da hatte er mich schon für seine verabscheuungswürdigen und ehrlosen Zwecke geholt.

Ich erinnerte mich noch genau, wann er das erste Mal von diesen gesprochen hatte ...



## 11 JAHRE ZUVOR ZIRKUSKIND

**E**s war seltsam. Immer wenn Papa auf Reisen war, kam manchmal mein Onkel, der Bruder meiner Mutter, zu Besuch. So wie auch an diesem Abend. Die Sterne standen schon am Himmel und ich lag bereits umgezogen im Bett, als meine Mutter nach mir rief.

*Ich ging nach unten in unsere Küche, wo man mich bereits erwartete.*

*Meine Mutter saß neben dem Kamin. Wie immer hatte sie ihr schwarzes Haar zu einem strengen Knoten gebunden. Keine einzige Strähne umrahmte ihr dünnes Gesicht. Sie trug ihr bestes Kleid mit einer sauberen Schürze. Und etwas stimmte nicht. Sie lächelte verschmitzt. Doch dann erblickte sie mich und ihre Augen wurden kalt. „Begrüß deinen Onkel, Kind!“, sagte sie barsch. Zu ihrer Rechten saß ihr älterer Bruder, dem ihr Lächeln gegolten hatte. Das tat sie sonst bei niemandem, nicht mal bei Papa, den sie liebte. Nur bei Onkel Robert.*

*Ich fand meinen Onkel interessant. Er kleidete sich immer vornehm und hübsch. Er saß vor uns und sah aus wie auf den Fotos in den Zeitungen, in denen er wichtigen Leuten in Anzügen und Krawatten die Hände schüttelte. Und jetzt trug er sogar schon Perlen, die für einen gewissen Reichtum standen. Die bekam man nicht so leicht, erst, wenn man ganz viel gearbeitet hatte. In unserem Dorf gab es nur Leute, die Arbeitskleidung und Trägerhosen trugen, nie funkelnde Perlen oder Schmuck. Mein Onkel wohnte in einem reicheren Viertel Dovers. Ich war also voller Vorfreude, nach langer Zeit wieder auf ihn zu treffen, und ich war auch ein wenig neugierig, was er mir erzählen würde.*

*Meine Eltern und ich lebten sehr zurückgezogen. Außer uns dreien gab es niemanden und nur selten suchten sie Kontakt zu anderen. Selbst Unterricht erhielt ich von Mutter und Papa. Der große Krieg vor vielen Jahren wirkte immer noch nach. Viele Bürger des Empires lebten am Existenzminimum, wir kamen gut über die Runden, aber eine Schule zu besuchen, war doch zu teuer.*

*Es war schon etwas länger her, dass ich meinen Onkel das letzte Mal gesehen hatte. Denn immer, wenn er kam, schickten meine Eltern mich zuvor zu Bett oder ich war mit meinem Papa auf Reisen.*

*Heute war es anders.*

*„Hallo, Onkel“, sagte ich schüchtern und machte einen tiefen Knicks. Erstens um ihn ein klein wenig zu beeindrucken und zweitens, weil es sich für entferntere Verwandte so schickte.*

*Mein Onkel verstummte augenblicklich und musterte mich von oben bis unten. „Guten Tag“, sagte er nun freundlich, doch er nahm mich nicht in die Arme, so wie ich es in Erinnerung hatte.*

*„Interessant“, sagte er meiner Mutter zugewandt. „Eindeutig die Tochter des Tüftlers. Sie hat sich in den letzten Jahren nicht viel verändert. „Sie ist ...“ Er verzog leicht das Gesicht, als er das sagte. „Immer noch so winzig.“*

*Er fasste meine beiden Ärmchen und ließ sie gleich wieder fallen. „Sie wird in den nächsten Jahren wohl nicht mehr viel weiter wachsen. Sie isst nie genug, obwohl ich es ihr befehle“, sagte meine Mutter knapp und schürzte die Lippen. Ihre Worte taten weh und ich schämte mich vor meinem Onkel. Derweil tat ich alles, um groß und stark zu werden, doch manchmal gab sie mir zu viel und mir wurde schlecht. Was machte ich nur falsch?*

*„Deine Tochter war als Säugling schon recht schwach und kaum überlebensfähig“, sagte Lord Robert mitfühlend und ergriff dabei kurz die Hände meiner Mutter.*

*„Das ist wahr. Eine furchtbare Zeit“, antwortete sie leise.*

*„Unsere Eltern waren stark und groß“, merkte mein Onkel an, ohne mich dabei aus den Augen zu lassen.*

*Meine Mutter nickte wieder nur und sah mich dabei lange an. „Es ist eigentlich schon recht spät“, sagte sie zu mir. „Sag deinem lieben Onkel gute Nacht.“*

*Hinter dem Bart meines Onkels erkannte ich, dass er lächelte. Er legte einen Moment seine Hand auf meine Schulter. Sie fühlte sich schwer an. Seine Nägel krallten sich in mein Nachthemd.*

*„Keine Sorge“, sagte er mit einem breiten Lächeln auf den Lippen. „Ich komme eines Tages wieder und dann haben wir beide viel Zeit zum Reden. Du und ich, versprochen.“*

*Ich machte noch einmal einen Knicks, dann ging ich auf mein Zimmer, doch da blieb ich nicht. So lange hatte ich meinen Onkel nicht gesehen und*

jetzt durfte ich mich nicht mal mit ihm unterhalten. Das ließ ich mir nicht gefallen.

Leise schlich ich in das Schlafkabinett meiner Eltern. Es besaß zwei Türen. Eine führte in mein Zimmer, die geschlossene in die Küche. Ich fühlte mich wie auf einem Abenteuer, als ich durch das Schlüsselloch linste und unerlaubterweise meine Mutter und meinen Onkel belauschte.

Doch keiner von ihnen sagte etwas und ich befürchtete schon, sie hätten mich gehört. Ich hielt die Luft an, doch dann tippte mein Onkel auf den Tisch. „Ich habe mich schon gefragt, warum ich immer bitten und betteln musste, meine Nichte zu sehen. Immer schief sie schon und wenn ich untertags kam, war sie mit ihrem Vater auf Reisen.“

Er deutete auf unsere Einrichtung im Haus. „Nicht mal ein Foto von ihr hängt an diesen ...“ Er schürzte die Lippen. „Wänden.“ Die waren rissig und veraltet. Dies hier war schließlich auch kein normales Haus, sondern eine stillgelegte Mühle, in der wir wohnten.

„Dir ist hoffentlich klar, dass aus ihr nie ein normaler Mensch werden wird.“

Meine Mutter nickte bedächtig und ich war verwirrt. „Du kannst nichts dafür, du hast getan, was du konntest“, antwortete er.

„Das habe ich, doch nichts hat geholfen. Eine normale Größe wird sie ganz bestimmt nicht mehr erreichen“, erwiderte sie und sah aus, als hätte sie in eine Zitrone gebissen.

Lord Robert schüttelte nur den Kopf. „Nein. Sie wird nie normal sein, Schwesterchen.“

Doch, dachte ich. Ich musste mich einfach noch mehr anstrengen, schalt ich mich im Stillen und schämte mich, dass ich meiner Familie nichts als Kummer bereitete.

„Er passte nie zu dir. Zu uns.“ Er sprach also von meinem Papa. Ja, ich wusste, die beiden konnten einander nicht leiden. Er fuhr fort. „Und sie. Sie ist eindeutig von seinem Blut“, sagte Lord Robert und verschränkte seine Arme hinter den Nacken. „Einmal Zirkusbalg, immer Zirkusbalg. Den Zirkus bekommt man nicht mehr aus sich heraus. Und es färbt auch noch ab. Kein Wunder ... Mit Verlaub, meine liebste und einzige Schwester ... Das hier kommt dabei heraus, wenn man sich mit einem Mann vom Zirkus und auch noch so einem kuriosen Erfinder einlässt. Ein kleiner, menschenähnlicher Zwerg.“

*Er stellte die Teetasse geräuschvoll ab, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. Meine Mutter sagte nichts dagegen, sie tat einfach gar nichts.*

*Mein Onkel seufzte und legte seine Hände mitfühlend auf die meiner Mutter und tätschelte sie. „Was für eine Schande. Für dich, für uns.“*

*Eine Weile sagte keiner von ihnen etwas.*

*„Hast du das gewusst?“, fragte er sie, während sie ihm Tee nachschenkte. „In der Tierwelt haben schwache Würfe keine Chance auf ein eigenständiges Überleben, also entscheidet oft das Muttertier, das eigene Kind gnädigerweise zu fressen. Das nennt man auch Kronismus.“ Der Tee, den meine Mutter dabei war auszuschenken, quoll in der Tasse über.*

*Dann wechselten sie das Thema. Meine Mutter erzählte von den üblichen Stadtgesprächen und Lord Robert erzählte Witze und meine Mutter begann dabei besonders laut und schrill zu lachen.*

*Und ich stand wie erstarrt und noch verwirrter da und dachte über das nach, was sie über mich gesagt hatten.*

*Zwerge. Das waren doch keine menschlichen Wesen, sondern ein Fantasievolk, Sagengestalten, die gab es doch nicht wirklich, oder?*

*Das war sicherlich nur ein Witz gewesen. Meine Mutter hatte aber nicht gelacht. Aber sie war ja manchmal auch komisch. Ich verstand sie nicht immer.*

*Mein Onkel ging und meine Mutter stürzte auf meine Tür zu und riss sie mit einer Wucht auf, dass ich dachte, es würde die Tür aus den Angeln haben. Doch anstatt mich anzuschreien oder zu bestrafen, tat sie nichts. Sie sah mich nur an. Sie hatte keine Worte für mich übrig. Das war ich gewohnt. Mutter sagte mir nie, was sie wirklich dachte, aber da war diesmal etwas, was ich in ihrem Gesichtsausdruck ablesen konnte: große Besorgnis.*



## GESTERN, SPÄTER NACHMITTAG

### SCHANDE

Ich wollte schreien, doch kein einziger Laut kam aus meiner Kehle. Sein Griff war eisern, mich aus ihm zu befreien war schlichtweg unmöglich, so sehr ich es auch versuchte.

Noch bevor jemand mein Aufbegehren mitbekam, zog mich mein Onkel in eine menschenleere Seitengasse.

Dort versetzte er mir einen heftigen Stoß und ich fiel gegen eine Hausmauer. Ich prallte mit dem Kopf so hart dagegen, dass funkelnde Sterne vor meinen Augen tanzten.

Lord Robert stand breitbeinig vor mir und sah aus, als würde er gleich explodieren, und zwar wortwörtlich. Sein Gesicht war zornesverzerrt und hatte eine purpurrote Farbe angenommen.

Wäre er mir ein liebevoller Onkel gewesen, wäre ich ernsthaft besorgt um sein Wohlbefinden. Es hatte den Anschein, als litte er unter einem ungesunden Blutdruck. Er sah zwar fit aus, aber ich wusste um seinen starken Tabakkonsum und mein Papa hatte vor vielen Jahren schon mal angedeutet, er spritze sich ein verbotenes Tonikum, um noch stärker und sportlicher zu wirken.

Er holte mit der flachen Hand aus und schlug mir ins Gesicht. Dann packte er mich am Kragen und schüttelte mich. „Dachtest du, du kannst deine geringe Größe etwa mit Schlauheit wettmachen?“, fuhr er mich an. „Falsch gedacht!“

Etwas Warmes lief meine Lippen hinunter. Ich hielt mit aller Kraft die Tränen zurück, die der Schmerz hervorzwingen wollte.

Er hatte recht. Was hatte ich mir nur dabei gedacht? Er war mir in vielerlei Hinsicht ganz und gar überlegen.

Er zog sein Jackett zur Seite und etwas Metallenes blitzte an seinem Gürtel auf.

Er sah mir dabei fest in die Augen, um klarzumachen, dass ich richtig verstand. Für einen Moment dachte ich, er würde seine Waffe

ziehen. Stattdessen holte er ein Stofftaschentuch hervor und ich atmete auf.

Natürlich. Eine Frau mit aufgeplatzter, blutender Lippe würde auf den belebten Straßen zu viel unerwünschte Aufmerksamkeit erregen. Und man sollte doch nicht etwa glauben, dass sich der feine Politiker und nicht unbekannte Gentleman kurz vergessen habe. Nein, keiner sollte den aufstrebenden Bürgermeisterkandidaten von Dover so sehen. Man könnte sonst glauben, dass er nicht so beherrscht war, wie er andere gerne glauben ließ.

Aber nun hatte er sein Ziel erreicht, ich war eingeschüchtert. Ich gab ihm, was er wollte, und blieb still.

Lord Robert grinste selbstgefällig. Er verbarg nicht einmal, wie sehr es ihm Vergnügen bereitete, wie ich ihm völlig ausgeliefert war.

Seine Gesichtsfarbe nahm nun erneut die klischeehafte Blässe eines noblen Engländers an. Er war wieder bester Laune und sah dabei glücklich aus. Genau wie in den Zeitungen. Er hielt mir ein Taschentuch vor die Nase. Instinktiv wollte ich danach greifen.

„Na, na, na!“, machte Lord Robert. Er griff unter mein Kinn. Mein Zopf hatte sich durch seine rohe Gewalt gelöst und die Strähnen, die mir ins Gesicht hingen, strich er sanft beiseite. Übelkeit kämpfte sich in mir hoch, aber ich wehrte mich nicht dagegen, auch nicht, als er unangenehm sanft das Blut von meinen Lippen tupfte. Ich widerstand dem Drang, in seine Hand zu beißen.

„Zoll deinem Onkel gefälligst Respekt, du undankbares Ding“, flötete er. „Ich tu dir mit alledem sogar einen Gefallen. Anderen wie dir hätte man längst den Gnadenschuss gegeben.“ Sein Blick wanderte hinunter zu meinem Dekolleté. „Was für eine Schande. Eigentlich hast du ja ein schönes Gesicht und einen durchaus ansehnlichen Vorbau“, murmelte er vor sich hin und strich mir über meine feuchten Wangen. Dann wanderte sein Blick weiter hinunter.

Ich schloss für einen Moment die Augen. Da spürte ich, wie seine behandschuhten Finger gemächlich in Richtung meines Ausschnitts glitten. Mein Körper bebte vor Angst und vor dem, was folgen würde.

Seine Finger auf mir verschwanden, kurz bevor er eine weitere Grenze überschritt.

Stattdessen zückte er seine Pfeife, steckte sie sich genüsslich zwischen seine makellosen Zähne und blies mir den Rauch ins Gesicht. Der starke Tabak roch penetrant und reizte meine Atemwege. Ich hustete.

„Du hörst mir jetzt ganz genau zu“, raunte Lord Robert. „Denn ich sag es nicht noch einmal. Wenn du dich noch einmal wehrst oder es wagst zu schreien ...“, sagte er und deutete an die Stelle seines Jacketts, wo seine Waffe verborgen war. Ob ich wollte oder nicht, ich zitterte wie im kältesten Winter, den London zu bieten hatte. Ich stand mit dem Rücken an die Wand gepresst und brachte nur ein Nicken zustande. Ich verschränkte die Arme und drückte sie fest gegen meinen Körper, machte mich klein.

Es hatte mittlerweile aufgehört zu regnen. Ich stand mitten in einer Pfütze, ich merkte, wie die Nässe meine Füße erreichte, doch ich wagte es nicht, mich zu bewegen.

Keine Menschenseele beachtete uns in dieser kleinen Seitengasse. Niemand kam mir zu Hilfe.

Ich war froh, dass Lord Robert Klick-Luck nicht bemerkte oder er ihm egal war. Mein Hündchen musste schreckliche Angst um mich haben, denn ich spürte, wie es in der Tasche rotierte. Er konnte sich ohne Hilfe nicht befreien und das war in Momenten wie diesen auch gut so. Klick-Luck hatte zwar Zähne, aber keine von der Sorte, die einen ausgewachsenen Menschen ernsthaft gefährlich werden konnten. So wie er sich die letzten Tage verhalten hatte, war ich mir ziemlich sicher, dass Klick-Luck die Gefahr den ganzen Tag über gespürt hatte. Falls ich noch mal die Gelegenheit bekommen sollte, würde ich mehr auf seine Signale achten. Schließlich war es nicht das erste Mal, dass Klick-Luck mich vor etwas bewahrt hatte.

Ich beschloss zu tun, was immer Lord Robert auch von mir verlangen würde. Und keine Flucht zu unternehmen. Einer wie er könnte es sogar wie einen Unfall aussehen lassen, wenn man mich mit einer Kugel in der Stirn auffinden würde.

Ohne. Jeden. Zweifel.

Vielleicht aber war die Pistole auch gar nicht geladen und vielleicht hätte ich mich auch aus seinen Händen befreien können.



Aber ich kannte Lord Robert zu gut. Er war äußerst gerissen, das hatte mich die Vergangenheit gelehrt.

Außerdem besaß er Dinge, die ich nie besitzen werde. Einfluss, Geld und Macht.

Er würde mich finden. Egal wo.



## 11 JAHRE ZUVOR

### PRINZESSIN

**E**ines Abends kam mein Papa früher nach Hause. Eigentlich hätte er erst in einem Monat hier sein sollen. Doch er kam wenige Tage nachdem uns mein Onkel diesen denkwürdigen Besuch abgestattet hatte.

Ich lag bereits im Bett und freute mich, als ich in der Stube seine Stimme hörte. Rasch hüpfte ich aus dem Bett, doch ein Geräusch ließ mich innehalten.

Ich hörte, wie er und meine Mutter sich stritten. Nicht laut, auch nicht heftig, aber die Wände hier waren nicht mehr als doppelt angebrachte Bretter, die die Räume voneinander trennten.

„Sie ist unsere Tochter ...“, hörte ich Papa sagen.

„Ja!“, fuhr Mutter ihn an. „Genau deswegen!“

Das überraschte mich, meine Mutter hatte ihn noch nie angeschrien.

Es widerstrebte mir, die Tür zu öffnen, und so kroch ich leise wieder in mein Bett zurück und rollte mich ein.

Sie stritten meinetwegen. War das alles meine Schuld?

Ich musste irgendwann eingeschlafen sein, denn nur ein paar Stunden später weckte meine Mutter mich. „Kind, wach auf“, sagte sie. „Dein Vater ist hier. Steh auf, zieh dich an und komm.“

Aufstehen? Ich blickte aus meinem kleinen Fenster. Der Hahn hatte noch nicht gekräht und es war noch so dunkel.

„Steh auf“, drängte meine Mutter mich.

„Ich habe euch abends gehört“, murmelte ich verschlafen.

„Das geht dich nichts an“, entgegnete sie.

„Ich dachte, er wollte erst zu Weihnachten nach Hause kommen.“

Sie sah dabei aus dem Fenster, als hielte sie nach jemandem Ausschau. „Er kam früher, um uns zu sehen. Freust du dich etwa nicht?“, wandte sie sich wieder mir zu.

„Doch“, antwortete ich und zog meine Decke dichter an mich heran. Die Stube fühlte sich kalt an. Über Nacht musste der Herbst gekommen sein.

„Dein Vater und ich wollen, dass du diesmal mit auf die Jagd gehst.“ Sie ging zu meiner Kleidertruhe und warf mir Kleidung und meine Stiefel aufs Bett.

*Ich streckte mich und sah sie ungläubig an. Doch da zog sie mich schon fast grob aus dem Bett. „Komm. Wir wollen da sein, bevor die Sonne aufgeht.“ Da bemerkte ich, dass ihr Blick leerer als sonst war. Sie schaute regelrecht durch mich hindurch.*

*Irgendwas fühlte sich an dem frühen Morgen falsch an.*

*Selbst mein Papa wirkte anders als sonst. Obwohl wir uns seit Wochen nicht mehr gesehen hatten, war auch er seltsam ruhig und verschlossen. Tiefe Augenringe zeichneten sich bei ihm im Licht der Dämmerung ab, so als hätte er viel geweint. Auf dem Weg in den Wald ließ er seinen Kopf immer wieder hängen.*

*Meine Eltern schwiegen und ich tat es ihnen gleich. Nur das Laub unter unseren Schuhen raschelte und nur ganz leise säuselte der Wind durch Baum und Geäst.*

*Meine Eltern trugen bepackte Taschen auf ihren Rücken und ihre Gewehre, die so lang waren wie ein ausgestreckter Arm.*

*Nach einer Weile hielten wir an einer Waldlichtung, die auf einem unbeackerten Feld endete. Von unserem Standpunkt aus konnten wir unsere Mühle sehen. Sie lag etwa eine Wanderstunde entfernt.*

*Die beiden leerten ihre Taschen. Zum Vorschein kamen Munition, leere Konservendosen und Jagdmesser. Aber auch leere Konservendosen und Strohpuppen. Letztere stellten meine Eltern nacheinander auf dem freien Feld auf.*

*Dann winkte mein Papa mich zu sich.*

*„Komm her, meine Kleine.“ Es waren die ersten Worte, die er seit dem Weg hierher gesprochen hatte. Er sah mich aus seinen braunen Augen freundlich an.*

*Seine langen braunen Haare hatte er wie ich zu einem kurzen Zopf zusammengebunden, auf dem Kopf trug er wie immer seine grüne Mütze, die viele kleine Zahnräder zierten. Wie wir trug er abgetragene Stiefel. Dazu ein graues Hemd und seine Hosenträger. Sein Mantel wirkte neu, nur besaßen wir keine Knöpfe, sondern an diesen Stellen waren ebenso Zahnräder eingearbeitet worden, die ihn zugeknöpft hielten. Ich fand, das sah einfach großartig an ihm aus.*

*Aus einer der Taschen nahm Papa ein Gewehr, das um einiges kleiner war als die beiden anderen. Und dieses hielt er mir entgegen. „Nimm es in beide Hände“, sagte er diesmal, ohne zu lächeln. „Das ist für dich.“ Ich erkannte seine Schrauben an dem oberen Teil des Eisens.*

*Er hatte sie für mich gemacht. Eine Waffe, gemacht für kleine Kinderhände. Und trotzdem fühlte sie sich schwerer an, als sie aussah. Mein Papa ging vor mich in die Hocke, sodass er mit mir gleichauf war. Dann legte er seine Arme um mich und klammerte meine Finger um das Eisen.*

*„Aber du und Mama, ihr habt gesagt, Kinder dürfen nicht ...“*

*„Halte das Gewehr gerade, genau so.“ Er überhörte mich. „Schau, mach es mir nach.“ Er legte an.*

*Ich gehorchte und tat es ihm gleich. Ich befolgte jede seiner Anweisungen, auch wenn sie mich irritierten und mir aus irgendeinem Grund Unbehagen bereiteten. Eigentlich wollte ich das alles nicht. Und eigentlich mochte mein Papa gar keine Waffen, schon gar keine Schießseisen.*

*Meine Mutter stand auf der Seite und sah mit verschränkten Armen zu.*

*Dann feuerte er mit mir gemeinsam aus der kleinen Waffe. Er schoss auf jede einzelne Dose und jede von ihnen traf er. Bei jedem Schuss zuckte ich zusammen.*

*Dann ließ er mich stehen und stellte die Dosen wieder auf.*

*Er wechselte einen Blick mit meiner Mutter, dann sah er mich an und nickte mir mit eiserner Miene zu.*

*„Jetzt du“, sagte er zu mir, mit einer Strenge, die ich bis jetzt nur von Mutter oder dem Pfarrer kannte. „Ich will, dass du es allein versuchst.“*

*Ich rührte mich nicht. Dann lächelte mein Papa mir aufmunternd zu und für einen Moment war er wieder der Vater, den ich kannte. „Ich weiß, du schaffst das.“*

*Ich nahm meine Position ein, wie Papa es mir vorgezeigt hatte.*

*Mein Vater hielt noch sein Gewehr in der Hand, als ich mit zittrigen Händen meines hob. „Du kannst das, konzentrier dich auf die Dose in der Mitte. Du kannst das, wir haben dich lieb. Wir sind bei dir und passen auf dich auf. Immer. Versprochen.“*

*Dann nickte ich und legte das Gewehr an.*

*„Achte auf die Dose, die in der Morgensonne glänzt“, hörte ich seine Stimme hinter mir.*

*Dann fixierte ich den Punkt und hob hölzern die Waffe. Hinter mir hörte ich meine Mutter schluchzen oder war das ein Tier, das wimmerte?*

*Ich konzentrierte mich.*

*Ein Schuss flog durch die Luft. Doch er ging ins Leere und ich blies erleichtert die Luft aus der Lunge. Ich hatte immerhin niemanden erschossen. Der Schuss wirkte nach, ich hatte ihn bis ins Mark gespürt.*

*Ich drehte mich um. „Du hast geschossen, das ist schon mal ein Anfang!“, sagte Papa und lächelte.*

*„Hast du gesehen, Mutter, ich hab ...“*

*Meine Mutter hatte uns den Rücken zugewandt und ich bemerkte, dass nicht nur meine Hände zitterten, auch die meiner Mutter taten es. Bevor sie sich uns wieder zuwandte, wischte sie sich mehrmals übers Gesicht. Aus ihren Augen entkam eine weitere Träne, die sie rasch fortwischte.*

*Es war das erste und einzige Mal, dass ich meine Mutter weinen sah. Als ich sie danach fragte, warum sie denn weinte, meinte sie, das sei bloß der Morgentau, der von den Blättern tropfte.*



**ENDE DER LESEPROBE**